

Ibsen [Fortsetzung]

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **1 (1907)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aber nicht wahrscheinlich, dass das eigentliche Ägypten als Bildungsherd anzusehen ist; alles deutet darauf hin, dass vielmehr das im Süden liegende Äthiopien die Bezugsquelle für Windhunde war. Noch heute wimmelt es in den Dörfern am Blauen und Weissen Nil von schönen Windhunden, die vielfach zur Jagd auf Hasen und Antilopen benutzt werden. Und auch in diesem Falle hat uns die Tiergeographie einen deutlichen Fingerzeig gegeben. Vor Jahrzehnten hat ein deutscher Forscher Namens RÜPPEL in Nordabessinien einen Wolf entdeckt, den er als *Canis simensis* beschrieb und dessen antilopenartiger Bau, sowie die auffallend lang vorgezogene Schnauze mit dem altägyptischen Windhund aufs schönste übereinstimmt. Der anatomische Bau des Schädels bestätigt diese bis ins Einzelne gehende Übereinstimmung. Man findet diesen hochbeinigen Wolf am Weissen Nil bis Kordofan, so dass Äthiopien als eigentlicher Bildungsherd der zahmen Windhunde erscheint.

Die Altägypter hatten sehr rege Beziehungen mit Äthiopien und bezogen eine Menge von Tieren von dorthier. Altgriechenland hat frühzeitig diese afrikanischen Windspiele übernommen, man findet sie auf altgriechischen Vasenbildern und Münzen sehr oft dargestellt. Die gallischen Völkerschaften schätzten den neuen Erwerb besonders hoch. Vom Schwarzen Meere aus drangen Windhunde von stattlicher Grösse nach Russland und nach Persien vor, wo das kühlere Klima eine längere Behaarung erzeugte.

Noch sind nicht alle Fragen der Hundeabstammung abgeklärt, aber soviel dürfen wir mit Sicherheit behaupten, dass Haushunde ganz unabhängig an verschiedenen Punkten der Erde entstanden und ganz verschiedene Wildarten dabei in Betracht kommen.

Im zoologischen Sinne gibt es also keinen Hund, sondern nur Hunde.

PROFESSOR DR C. KELLER.



IBSEN.

II.

Mit erstaunlich zäher Energie und Konsequenz hat Ibsen sein eigenstes Lebenswerk verfolgt. In einem Schreiben aus Rom an König Karl vom Jahre 1866 sind Ziel und Inhalt seines Schaffens gezeichnet: „Nicht um ein sorgenfreies Auskommen

kämpfe ich hier (Ibsen stellte an seinen Landesherrn das Ansuchen, ihm zur Erlangung einer jährlichen Dichtergage beim Storting behilflich zu sein), sondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube und weiss, Gott mir auferlegt hat: — das Lebenswerk, das mir als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es zu lehren, gross zu denken . . . Es ruht in Eurer Majestät königlicher Hand, ob ich werde schweigen und mich der bittersten Entsagung beugen müssen, die eines Menschen Seele treffen kann — der Entsagung, auf sein Werk in diesem Leben verzichten zu müssen, da das Feld räumen zu müssen, wo mir, wie ich weiss, die Waffen des Geistes zum Kampf verliehen wurden; und das ist für mich ein zehnfach Schweres; denn bis zu diesem Tage habe ich noch nie das Feld geräumt.“

Wie man weiss, war Ibsen sozusagen ausschliesslich Dramatiker. Sein lyrisches Schaffen war gleichsam nur ein Ausnahmezustand, und später betrachtete er das Verseschreiben geradezu mit Verachtung. Wie hoch er, sozusagen von Anfang an, von der dramatischen Kunst dachte, erhellt aus dem Schreiben, das er 1860 an die norwegische Regierung gerichtet hat, um ein Reisestipendium zu erhalten, das ihm das Studium des Dramas im Ausland ermöglichen sollte; es heisst da: „Erfahrungen aus allen anderen civilisierten Ländern haben genugsam bezeugt, dass die dramatische Kunst zu allen Zeiten, wo sie gepflegt worden ist, sich — in höherem Grade als irgend eine andere Kunstgattung — als einen wesentlichen Faktor in der Volkserziehung erwiesen hat, eine Tatsache, die ihre sehr naheliegende Erklärung in dem innigeren und weit unmittelbareren Verhältnis dieser Kunst zur Wirklichkeit, sowie in ihrer grösseren Verständlichkeit und in ihrer leichteren und ausgedehnteren Zugänglichkeit für das ganze Volk hat.“

Wie Ibsen seine Pädagogik in dramatischer Form verstand, braucht hier nicht besonders erörtert zu werden; es war eine Pädagogik, die die Ruten wahrlich nicht scheute. Bemerkenswert ist, wie er nach und nach gegen die heftige Kritik, die seine Dramen fanden, sich abhärtete.. Ein scharfer Angriff auf seinen Peer Gynt hatte ihn noch völlig wütend gemacht; später dann, als die Invektiven gegen das Gespenster-Drama nageldicht fielen,

liess ihn das relativ sehr kalt; wenigstens versichert er das wiederholt in seinen Briefen. Er hatte eine weit wirksamere Form der Antikritik gefunden: ein neues Drama. Die Antwort auf die Angriffe gegen die Gespenster war der „Volksfeind“. Das Rezept, wie man sich gegenüber falschen Beschuldigungen und gemeinen Verdächtigungen zu verhalten habe, teilt Ibsen in einem Brief an Georges Brandes vom Jahre 1872 mit: „Was die Agitation gegen Sie betrifft, die Lügen, Verleumdungen und so weiter, so will ich Ihnen einen Rat geben, der, wie ich aus eigener Erfahrung weiss, probat ist. Seien Sie vornehm! Vornehmheit ist die einzige Waffe gegen so etwas. Blicken Sie gerade aus; erwidern Sie nie ein Wort in den Zeitungen; wenn Sie in Ihren Schriften polemisieren, so richten Sie die Polemik nie gegen diesen oder jenen bestimmten Angriff; lassen Sie es sich nie anmerken, dass sich ein einziges Wort Ihrer Feinde in Ihnen festgebissen hat. Kurz: treten Sie auf, als ob Sie gar nicht ahnten, dass ein Widerstand existiert. Und wie viel Lebenskraft trauen Sie wohl den Attentaten Ihrer Widersacher zu? In früheren Zeiten, wenn ich morgens einen Angriff auf mich las, dachte ich: Jetzt bin ich doch vernichtet! Jetzt kann ich mich nie wieder erheben! Ich habe mich doch wieder erhoben. Kein Mensch denkt mehr daran, was geschrieben wurde, und ich selbst habe es längst vergessen. Also, machen Sie sich nur nicht gemein mit allerhand Pack und dergleichen. Fangen Sie eine neue Reihe von Vorlesungen an, unbeirrt und unerschütterlich, mit einer irritierenden Gemütsruhe, mit vernügte abfertigender Geringschätzung für alles, was zur Rechten und zur Linken zusammenkracht. Glauben Sie, die Wurmstichigkeit wird widerstehen können? Was bei diesem Kampf aufs Messer herauskommt, der zwischen zwei Epochen geführt wird, das weiss ich nicht: alles, nur nicht das Bestehende, und das ist für mich bestimmend.“

Die Enge der norwegischen Verhältnisse hatte Ibsen einst aus der Heimat fortgetrieben. Er brauchte Distanz. Zwischen 1864 und 1891 ist er nur selten und meist nur für sehr kurze Zeit nach Norwegen zurückgekehrt. Rom, dann Dresden, dann München und wiederum Rom und wieder München hat er bewohnt, gewissermassen ein Kosmopolit. 1888 lautet es in einem Schreiben an Brandes: „In Norwegen mich allen Ernstes niederzulassen, das

wäre mir ganz unmöglich. Nirgends würde ich mir heimatloser vorkommen als da oben. Für einen geistig einigermaßen entwickelten Menschen reicht der alte Vaterlandsbegriff heutzutage nicht mehr aus. Es kann der Staatsverband, in dem wir einsortiert sind, allein nicht mehr massgebend für uns sein. Ich glaube, das nationale Bewusstsein ist im Begriff auszusterben und wird vom Stammesbewusstsein abgelöst werden. Jedenfalls habe ich für mein Teil diese Evolution durchgemacht. Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet.“ Und doch wurde, was Ibsen 1888 noch ganz unmöglich erschienen war, schon 1891 Realität: Ibsen kehrte in die Heimat zurück, lies sich in Christiania nieder und ist dort gestorben und bestattet worden. Er richtete sich so gut ein als es ging; aber noch in einem der letzten Briefe, die uns gedruckt vorliegen, aus dem Jahre 1897, lautet es pessimistisch genug: „Können Sie erraten — so schreibt er an Brandes — was ich erträume und plane und mir als etwas Wunderschönes ausmale? Das ist: mich am Oeresund niederzulassen, zwischen Kopenhagen und Helsingör, auf einer freien offenen Stätte, wo ich alle Meeressegler sehen kann, wie sie aus weiter Ferne kommen und in weite Fernen ziehen. Das kann ich hier (in Christiania) nicht. Hier sind alle Sunde zu — in jedem Sinn des Wortes — und alle Kanäle des Verständnisses verstopft. O, lieber Brandes, man lebt nicht umsonst siebenundzwanzig Jahre draussen in den grossen freien und befreienden Kulturverhältnissen. Hier innen oder, richtiger gesagt, hier oben an den Fjorden habe ich ja das Land meiner Geburt. Aber — aber — aber: wo finde ich das Land meiner Heimat? Was mich am meisten anzieht, das ist das Meer —“.

Hauptsächlich Rücksichten auf die ungehinderte Laufbahn seines einzigen Sohnes Sigurd hatten Ibsen wieder heimwärts getrieben. Der Sohn kam denn auch korrekt in die diplomatische und ministerielle Karriere hinein. In dieser Hinsicht hatte Ibsen nichts gegen den Staat einzuwenden, wie er auch persönlich niemals ein Ordensverächter gewesen ist. Er fand es lächerlich, dergleichen Dekorationen auszuschlagen, umsomehr als er kein Freund der Republik war. Staatsformen hatten in seinen Augen überhaupt nichts mit der Freiheit des Gedankens zu tun; und er

meint einmal: Geistesfreiheit und Gedankenfreiheit gedeihen am besten unter dem Absolutismus.

Von seinem dichterischen Schaffen verraten die Briefe nicht viel. In einem Briefe aus Rom von 1865 erzählt er einmal Björnson, wie seine Arbeit am „Brand“ nicht vom Fleck wollte: „Da trat ich eines Tages in die Peterskirche ein, und da ging mir mit einem Mal eine kraftvolle und klare Form für das auf, was ich zu sagen hatte.“ Eine höchst charakteristische ästhetische Auslassung Ibsens — in einem Briefe von 1869 — knüpft an italienische Kunsteindrücke an: „Ich beuge mich — heisst es da — natürlich den Gesetzen der Schönheit, aber um ihre herkömmlichen Reglements kümmere ich mich nicht. Sie führen Michel Angelo an; nach meiner Ansicht hat keiner mehr gegen die Schönheitsüberlieferungen gesündigt als gerade er; aber alles, was er geschaffen hat, ist trotzdem schön; denn es ist charaktervoll. Rafaels Kunst hat mich eigentlich nie erwärmt, seine Gestalten sind vor dem Sündenfall zu Hause — und überhaupt, der Südländer hat eine andere Aesthetik als wir. Er will das formal Schöne; für uns kann selbst das formal Unschöne schön sein, kraft der in ihm wohnenden Wahrheit.“ Man erfährt dann etwa, wie Ibsen mit einzelnen seiner Gestalten — wie zum Beispiel dem Doktor Stockmann — innerlich verwächst, und wie er eine Leere empfindet, wenn ein Drama sich völlig von ihm losgelöst hat. Vor allem aber betont Ibsen wiederholt den Gegensatz von Erlebtem und Durchlebtem. „Die meisten kritischen Einwände — schreibt er 1870 an seine Schwiegermutter — reduzieren sich im allgemeinen in ihrem innersten Wesen auf einen Vorwurf gegen den Verfasser, dass er er selbst ist, denkt, fühlt, sieht und dichtet, wie er selbst, statt so zu sehen und zu dichten, wie es der Kritiker getan hätte — wenn er gekonnt hätte. Es wird deshalb im wesentlichen unsere Aufgabe sein, unsere Eigenart zu wahren, sie von allem, was nicht zur Sache gehörig von aussen eindringt, frei und rein zu halten und überdies für sich selbst klar das Erlebte von dem Durchlebten zu unterscheiden; denn nur das letztere kann Gegenstand der Dichtung sein. Ist man in diesem Punkt streng, so wird kein Stoff aus der Alltäglichkeit so prosabehaftet sein, dass er sich nicht zur Poesie sublimieren liesse.“ Prächtig hat Ibsen dann diesen Gedanken in der Rede entwickelt, die er im

Herbst 1874 bei einem gelegentlichen Besuch in Christiania an die Studenten gerichtet. Ein kurzer Passus daraus mag hier stehen: „Was ist denn überhaupt dichten? Spät erst bin ich dahinter gekommen, dass Dichten im wesentlichen sehen ist, doch ein Sehen solcher Art, dass der Empfangende das Gesehene sich so zu eigen macht, wie der Dichter es sah. Aber so kann man sehen und so kann man empfangen nur das Durchlebte. Und das Durchleben ist's, worin das Geheimnis der Dichtung der neuen Zeit liegt. Alles, was ich in den letzten zehn Jahren gedichtet habe, das habe ich geistig durchlebt . . . Ich habe das gestaltet, was sozusagen höher gestanden hat als mein tägliches Ich, und habe es darum gestaltet, um es vor mir und in mir selbst festzuhalten. Aber ich habe auch das Entgegengesetzte im Gedicht gestaltet, das, was der nach innen gewandten Betrachtung wie Schlacken und Bodensatz des eigenen Wesens erscheint. In diesem Fall ist Dichten mir gewesen wie ein Bad, bei dem ich das Gefühl hatte, ich giengereiner, gesunder und freier daraus hervor . . . Ein Dichter gehört von Natur zu den Weitsichtigen. Nie habe ich die Heimat und das lebendige Leben der Heimat so voll, so klar und so nah erschaut, wie gerade aus der Ferne und in der Abwesenheit.“

„Leben heisst: in Herz und Hirn Kampf mit finsternen Gewalten; Dichten heisst: ein Strafgericht über sich selber halten“—so lautet in Ibsens eigener Verdeutschung ein berühmter Vierzeiler vom Jahre 1883.

Entschieden hat Ibsen das so beliebte Identifizieren gewisser Figuren mit dem Dichter abgelehnt. Auf die „Gespenster“ bezieht sich die folgende Stelle aus einem Briefe von Anfang 1882: „Meine Absicht war, beim Leser den Eindruck hervorzurufen, dass er während des Lesens ein Stück Wirklichkeit erlebe. Nichts aber würde in höherem Masse dieser Absicht entgegenarbeiten, als wenn Ansichten des Autors dem Dialog einverleibt würden. In keinem meiner Schauspiele hält sich der Autor so fern, ist er so durchaus abwesend wie in diesem letzten Drama. Dann hat man gesagt, das Buch verkünde den Nihilismus. Keineswegs. Es gibt sich nicht damit ab, überhaupt etwas zu verkünden. Es weist nur darauf hin, dass der Nihilismus unter der Oberfläche gärt, bei uns wie anderwärts.“

Wie Ibsen vom Schriftstellerberuf dachte, worin er dessen Wesen beschlossen sah, das hat er in einem Brief an eine schriftstellernde Dame entscheidend formuliert. „Zur Schriftstellerlaufbahn — schreibt er da — gehört noch anderes und mehr als die natürliche Begabung allein. Man muß etwas haben, was man im Gedicht gestalten kann, einen Lebensinhalt. Hat man das nicht, so dichtet man nicht, man schreibt nur Bücher. Nun weiss ich sehr wohl, dass ein Leben in Einsamkeit kein Leben in Inhaltslosigkeit ist. Aber der Mensch ist doch in geistigem Sinne ein weitsichtiges Geschöpf — wir sehen am klarsten in einem grossen Abstand, die Details verwirren; man muss heraus aus dem, was man beurteilen will; den Sommer schildert man am besten an einem Wintertag . . . Die Hauptsache ist, dass man wahr und treu bleibt in dem Verhältnis zu sich selbst. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern das zu wollen, was man absolut muss, weil man eben man selbst ist und nicht anders kann. Alles übrige führt nur in die Lüge hinein.“ Wahr und treu bleiben im Verhältnis zu sich selbst! Auf die Lebensführung als solche angewandt, lautet es an einer andern Stelle bei Ibsen: Sich selbst realisieren, das ist, meine ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Und er fügt diesem Postulat anderswo hinzu: im Geiste und in der Wahrheit. Das sei der wirkliche Freisinn.

Ein aristokratisches Empfinden lebt in Ibsen. Im Jahre 1885 hat er an den Verein Drontheimer Arbeiter eine bedeutungsschwere Ansprache gehalten; da stehen die monumentalen Sätze: „Es muss ein adliges Element in unser Staatsleben, in unsere Regierung, in unsere Volksvertretung und in unsere Presse kommen. Ich denke natürlich nicht an den Adel der Geburt und auch nicht an den Geldadel, nicht an den Adel der Wissenschaft und nicht einmal an den Adel des Genies oder der Begabung. Sondern ich denke an den Adel des Charakters, an den Adel des Willens und der Gesinnung.“ Er ist an der sozialdemokratischen Bewegung nicht achtlos vorübergegangen, aber sein stark entwickelter Individualismus liess ihm ebensowenig zu, sich ihr anschliessen als irgend einer andern Partei: „Es ist mir nämlich zur Naturnotwendigkeit geworden, ganz auf eigene Hand zu wirken.“ Björnson hat er einmal — 1884 — rasch ein Reformprogramm entwickelt: „Ginge es nach

mir, so müssten bei uns alle die Unprivilegierten sich zusammenschließen und eine starke, resolute Partei von Draufgängern gründen, deren Programm ausschliesslich auf praktische und produktive Reformen, auf eine sehr ausgedehnte Erweiterung des Stimmrechtes, eine Regulierung der Stellung der Frau, die Befreiung des Volksunterrichts von allerhand mittelalterlichem Kram und so weiter gerichtet wäre. Die theoretisch-politischen Fragen könnten gut eine Weile ruhen; sie sind nicht sonderlich produktiv.“ Aber wichtiger als alle derartigen speziellen Programmpunkte ist Ibsen im Grunde doch das eine, allgemeine Postulat, auf das es ihm in erster Linie ankommt: „die Revolutionierung des Menschengenusses“. Der Geist steht bei ihm stets an vorderster Stelle; das Ideenhafte ist seine Domäne. In der Stockholmer-Rede von 1887 hat er sein Glaubensbekenntnis niedergelegt: „Ich glaube, dass wir am Vorabend einer Zeit stehen, da der politische und der soziale Gedanke aufhören werden, in ihren gegenwärtigen Formen zu existieren, und dass sie beide zu einer Einheit verwachsen werden, die fürs erste die Bedingungen zum Glück der Menschheit in sich birgt. Ich glaube, dass Poesie, Philosophie und Religion sich verschmelzen werden zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht . . . Man hat bei verschiedenen Anlässen mir nachgesagt, ich sei Pessimist. Und das bin ich auch, insofern ich nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale glaube. Aber ich bin auch Optimist, insofern als ich voll und fest an die Fortpflanzungskraft der Ideale und an ihre Entwicklungsfähigkeit glaube. Namentlich und bestimmter gesagt glaube ich, dass die Ideale unserer Zeit, indem sie zu Grunde gehen, auf das zusteuern, was ich in meinem Drama „Kaiser und Galiläer“ andeutungsweise als ‚das dritte Reich‘ bezeichnet habe.“

Sturmwetter habe ich immer gern mögen, hat Ibsen bekannt. Kampf ist sein Lebenselement: „Das Einzige, was ich an der Freiheit liebe, ist der Kampf um sie; aus dem Besitz mache ich mir nichts.“ Wie Lessing das Suchen der Wahrheit dem Besitz der Wahrheit vorzog.

H. TROG.

